

## X. C. G. JUNG, DER JENSEITIGE PSYCHOLOGE

Mit C. G. Jung (1875—1961) hatte der Experimentator engen geistigen Kontakt. Er hält ihn für den größten Psychologen des 20. Jahrhunderts. Jung hat sich zu seinen Lebzeiten eingehend mit parapsychologischen Problemen beschäftigt. Er war der Meinung, nur „eine intellektuelle Oberschicht weiß nichts davon; sie kennt sich selber nicht und nicht den wirklichen Menschen“. (48)

Die Frage, was mit uns geschieht, wenn wir gestorben sind, beschäftigte Jung viel intensiver, als allgemein bekannt ist. Er hatte einen Hang zu den „Dunkelheiten unserer Seele“ und versuchte sie zu erhellen. Jungs Studienfreund Albert Oeri bezeugt in einer Schrift, daß Jung ausgiebig spiritistische Literatur studiert, spiritistische Experimente durchgeführt und seine Dissertation „Zur Psychologie und Pathologie sog. okkulten Phänomene“ geschrieben hat. „Ihn empörte vorweg, daß die damalige offizielle Wissenschaft die okkulten Phänomene einfach leugnete, statt sie zu erforschen und sie zu erklären.“ (49)

Allmählich kam Jung zur Einsicht, daß eine *transpsychische Realität* der Psyche zugrunde liege. Aniela Jaffé, die die Jung'sche Stellungnahme zu den parapsychologischen Phänomenen gründlich erforscht hat, schreibt: „Er war . . . durch seine Forschungen zu der Erkenntnis gelangt, daß hinter der Welt der Psyche mit ihren kausalen Manifestationen in Zeit und Raum eine andere unerkennbare Wirklichkeit liegen müsse, in welcher Zeit und Raum sich relativieren und das Gesetz der Kausalität ein Ende nimmt.“

Das „Geister“-Problem interessierte ihn sowohl rein menschlich wie auch wissenschaftlich. Aniela Jaffé schreibt darüber: „Was ‚Geister‘ wirklich sind, woher sie kommen, warum und wo sie gesehen werden, ist eine auch heute noch rätselhafte und nicht restlos beantwortete Frage.“ Aus einem Vorwort zu S. E.

White's Buch DIE UNEINGESCHRÄNKTE WELT zitiert Jaffé Jungs Ausführungen zum Geister-Problem:

„Wenn schon einerseits unsere kritischen Argumente jeden einzelnen Fall (scil. der Geistererscheinungen) in Zweifel ziehen, so gibt es doch andererseits kein einziges, welches die Nichtexistenz der Geister beweisen könnte. Wir müssen uns daher wohl in dieser Hinsicht mit einem ‚non liquet‘ begnügen.“

Das Nachsinnen über ein Leben nach dem Tode brachte Jung zur Ansicht, daß „der Mensch Wesentliches versäume, wenn er sich keine Phantasien und Gedanken darüber mache.“ (50)

In seinem posthum erschienenen Werk ERINNERUNGEN, TRÄUME, GEDANKEN (1962) widmet Jung ein Kapitel dem Leben nach dem Tode (51). In gewisser Hinsicht, meint er, gehörten diese späten Meditationen über das Jenseits und über ein Leben nach dem Tode zum Fundament seiner Werke. Er formuliert seine Gedanken über dieses außerordentliche Thema kurz vor seinem Tode, wodurch diese Einsichten ein unmittelbarer Spiegel seiner vom leiblichen Leben befreiten Seele werden:

„Vielleicht braucht es die Nähe des Todes, um die Freiheit zu erlangen, die dazu nötig ist.“

Rationalismus und Doktrinärismus hält er für Krankheiten, denn durch sie geben wir vor, alles zu wissen. „Man wird aber noch vieles entdecken, was wir heute von unserem beschränkten Standpunkt aus als unmöglich bezeichnen.“ Zur Zone des Unmöglichen scheint auch ein Leben nach dem Tode zu gehören, denn „wir sind durch unsere angeborene Struktur streng begrenzt und darum mit unserem Sein und Denken an diese unsere Welt gebunden.“

Trotz aller vernünftigen Überlegungen kommt Jung zur Einsicht, daß sich der Einzelne ohne Unsterblichkeits-Vorstellungen verelendet. Das Unbewußte, das Jung als höhere Warte in uns betrachtet, erteilt uns Auskunft auch über jene Dinge, die wir, rationalistisch gesehen, für unmöglich halten. Die Fähigkeiten des Unbewußten überschreiten die Grenzen unseres bewußten Wissens und ragen in die übersinnlichen Regionen unseres Lebens:

„Die Psyche funktioniert zeitweilig jenseits des raumzeitlichen Kausalgesetzes.“

Jung betrachtet den Traum als die Brücke zum postmortalen Leben. Viele Träume deuten auf ein Jenseits hin, und aus diesen Inhalten kann man folgern, daß die Toten sich „in hohem Maße für die von den Verstorbenen mitgebrachten Lebenserfahrungen“ interessieren, — „so als ob Taten und Entwicklungen im irdischen Leben die entscheidenden Ereignisse seien.“ (52) Von Traum zu Traum sammelt Jung die Erfahrungen über die Entwicklung der Seele nach dem Tode: In einem Traum sieht er seine verstorbene Frau, die in Südfrankreich ihre Studien über den Gral weiterführt; sie war gestorben, ehe sie ihre Arbeit beendet hatte. „Der Gedanke, daß meine Frau nach dem Tode noch an ihrer geistigen Weiterentwicklung arbeitet — was immer man sich darunter vorstellen mag — schien mir sinnvoll, und darum hatte der Traum etwas Beruhigendes für mich.“ (53)

Es ist wichtig, was ein Mensch beim Sterben „hinüberbringt“; wenn auch ein Traum keinen endgültigen Beweis für ein Weiterleben der Seele nach dem Tode bedeuten kann, erschließt er doch die Tür zu einer anderen Wirklichkeit. Diese traumhafte Wirklichkeit bedeutete für Jung ein Mysterium coniunctionis: „Die Seele erreicht sozusagen die ihr fehlende Hälfte, sie erreicht Ganzheit.“ (54)

Den Traum als Brücke zwischen Diesseits und Jenseits betrachtete Jung als „Mythus“, doch sei der Mensch auf Spontanmanifestationen des Unbewußten angewiesen; freilich könne man diese Manifestationen nicht als gültige Beweise ansehen, sondern als „Zwischenwelt der mythischen Phantasie“, die unseren Geist vor der Erstarrung im Doktrinarismus bewahre.

„Wenn ich sterbe, werden meine Taten nachfolgen.“ — Jung stellt sich die nachtodliche Existenz als eine psychische Existenz außerhalb von Zeit und Raum vor. Doch blieb ihm im Grunde ein Leben nach dem Tode ins Dunkel gehüllt. Ihn beunruhigte die Frage, warum diese unüberwindliche Trennung der Abgeschiedenen von den Menschen bestehe. Das eisige Schweigen des „Totenlandes“ flößte ihm Angst ein.

Er meint, im nachtodlichen Leben höre das Leid wohl nicht gänzlich auf. Es gebe auch im Jenseits irgendwelche Beschrankungen, doch könnten die Seelen der Toten „nur

allmählich herausfinden, wo die Grenzen des befreiten Zustandes liegen“.

Diese Jung'schen Spekulationen erreichen einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn wir sie mit den Stimmenaussagen vergleichen, die durch objektive Apparate zu uns sprechen.

Rekapitulieren wir kurz einige Merkmale der Stimmenaussagen: Sie lassen uns folgern, daß die Menschenseele über den physischen Tod hinaus weiterexistiert, daß sie sich ihrer selbst bewußt ist, daß sie sich in der Kommunikation mit den Lebenden durch Aussprechen ihres Namens identifizieren kann, daß sie Bezug auf das postmortale Leben nehmen kann.

Freilich wird da und dort die Objektivität der Apparate angezweifelt, oder die Stimmen werden als unsere eigenen Projektionen gedeutet. Unbeantwortet bleibt dabei die Frage, wer auf das Tonband einwirkt, Jung als Jenseitiger oder Raudive als Diesseitiger. Ist das Phänomen als Wechselwirkung zweier antipodisch zu denkender Seelen zu verstehen, die das Tonband als Brücke der Kommunikation benützen? Wenn dies so ist, wäre das „eisige Schweigen des Totenlandes“ gebrochen.

Versuchen wir nun, den jenseitigen Psychologen Jung anzuhören und so vielleicht etwas von dem Licht zu erhaschen, das er „in der Finsternis“ unseres Seins anzünden wollte.

Von welchem Standpunkt wir diese Aussagen auch betrachten mögen, sie erwecken in uns das Gefühl eines lebendigen Gesprächspartners, obwohl dieser sich in der uns unvertrauten „Stimmensprache“ ausdrückt, die sich aus Brocken verschiedener Sprachen zusammensetzt. Dennoch aber vertieft sich der Eindruck, daß die Kommunikationen von ein und derselben Persönlichkeit ausgestrahlt werden. Hinter dem gesprochenen Wort steht eine seelische Kraft, die dem Sprechenden Charakter und Eigenart verleiht. Der angeredete C. G. Jung gibt oft sinnvolle Aussagen durch, die von einer psychisch bewußten Einheit getragen sind. Daraus könnte man folgern, daß das Bewußtseinstranzendent als Hauptprädikat der Seele zu betrachten ist. Wir wissen ja nicht, wie dieses transzendente Bewußtsein beschaffen ist; aus den übermittelten Worten läßt sich jedoch annehmen, daß die Seelen der Verstorbenen sich

an irdische Ereignisse und Personen erinnern, daß sie weiter denken und wirken. So verdichtet sich die Vorstellung, daß es sich um Rede und Gegenrede mit einem unsichtbaren Partner handelt.

Es ist uns nicht bekannt, von welchem „Standort“ aus unsere Seele uns während unseres irdischen Lebens „bedient“. Aniela Jaffé, Schülerin Jungs und Forscherin an der Jung'schen Tiefenpsychologie, sagt treffend: „Wir wissen ja nicht, was das Unbewußte ist, wie weit es reicht, was es aufnehmen und was ins Bewußtsein bringen kann. Die Begrenzung der Seele auf einen willkürlich gesetzten ‚Ort‘ (im Menschen, im Gehirn, im Herzen, im Körper usw.) verursacht die meisten Mißverständnisse, wenn es um das Erfassen von Phänomenen geht, die das Bewußtsein überschreiten.“ (55)

C. G. Jungs postmortale Aussagen sind nicht immer eindeutig klar, sie sind oft doppelsinnig, symbolisch, alchemistisch. Nun, diese Eigenart war ihm zu seinen Lebzeiten wohl bewußt. 1952 schreibt er an einen jungen Gelehrten: „Ich strebe bewußt und absichtlich nach dem doppelsinnigen Ausdruck, weil er der Eindeutigkeit überlegen ist und der Natur des Seins entspricht. Ich könnte meiner ganzen Veranlagung nach sehr eindeutig sein. Das ist nicht schwer, geht aber auf Kosten der Wahrheit . . . Eindeutigkeit hat nur Sinn bei der Tatsachenfeststellung, nicht aber bei der Interpretation, denn ‚Sinn‘ ist keine Tautologie, sondern begreift immer mehr in sich als das konkrete Objekt der Aussage.“ (56)

### Jungs postmortale Aussagen

In einer Sitzung (Einsp. 624 vom 6. 4. 69) redet der Experimentator C. G. Jung an und fragt, was er in einem bevorstehenden Vortrag seinen Landsleuten mitteilen solle. Eine ganz klare Stimme:

1. „Grüße sie!  
Kosti, Jung.“

Der Experimentator fragt weiter, wie es sich dort bei ihm mit dem Zeit-Raum-Problem verhalte.

Stimme:

„Zeit allerdings.

Die Zeit — anti.“

Eine andere Stimme:

„Eines sagst du.

Du bemühst dich hier. Pieter ist hier.“

Wieder die erste (Jungs) Stimme:

„Glaube, hier hilft Goethe.

Eins! Wir wissen im Leben viel von Toten.“

Eine lettisch sprechende Stimme:

„Hier verschwindet Kosta.“

Erste Stimme:

„Hier, in diesem persönlichen Vertrauensverhältnis?

Danke, mein Konstantin!“

Der erste Satz ist, was den Sinn betrifft, eindeutig und sonnenklar: Der angeredete C. G. Jung bittet, seine Landsleute zu grüßen und identifiziert sich selbst.

Das Zeit-Raum-Problem interessierte Jung. Er war zur Einsicht gekommen, daß die Psyche Zeit und Raum zu relativieren vermag, wie das besonders bei parapsychischen Phänomenen ersichtlich ist. Von seiner postmortalen Ebene nun stellt er fest, daß „die Zeit allerdings ‚anti‘ ist“, also im Gegensatz zu unserem Zeitbegriff steht. — Die Intervention Pieters ist höchst bedeutsam. Pieter zeigte sich schon von Beginn der Forschung an als jenseitiger Helfer und Steuermann des Experimentators. Wahrscheinlich will er mit seiner Bemerkung sagen, man solle sich auch im „Jenseits“ bemühen. Dann folgt die als Jung zugehörig vermutete Stimme mit dem Hinweis, daß Goethe helfe (vgl. S. 192).

Nun folgt ein sehr bemerkenswerter Satz, der mit allem übereinstimmt, was Jung über das Leben nach dem Tode gesagt hat: Im Leben wissen wir viel mehr von den Toten, als wir uns zu sagen getrauen. Dieses „Wissen“ Jungs können wir seinen SEPTEM SERMONES AD MORTUOS entnehmen. Die Fragen der Toten, die an Jung gerichtet sind, enthalten viel „Wissen“ über die Toten. Als Empiriker konnte er freilich keine „zwingenden Beweise“ für dieses „Wissen“ aufbringen, deshalb erzählte er

uns erst kurz vor seinem Tode von diesem seinem „äußersten Wissen.“ (57)

Die lettisch sprechende Stimme will wahrscheinlich dem Kommunikator erklären, Koste, d. h. der Perzipient, sei verschwunden, er habe sich von der Bildfläche entfernt. Diese Bemerkung verdient besondere Aufmerksamkeit. Die Jenseitigen können offenbar durch eine gewisse „psychische Antenne“ mit den Lebenden kommunizieren. Tatsächlich hatte der Experimentator während der Aufnahme das Studio für einen Augenblick verlassen. Nur so kann man diese Bemerkung verstehen. Der weitere Satz zeugt von emotionell geladener Unzufriedenheit über den Faux-pas des Experimentators, in diesem „persönlichen Vertrauensverhältnis“ den Kontakt zu unterbrechen. Immerhin enthält der letzte Satz wiederum einen Ausdruck warmer Dankbarkeit, wohl für die Möglichkeit, den ersehnten Kontakt mit dem „Diesseits“ zu erreichen.

Bei einem anderen Experiment wurde C. G. Jung gefragt, was er von einem Buch halte, das gerade erschienen war. Es kam eine überraschend treffsichere und für Jungs Gesinnung charakteristische Antwort:

2. *„Es ist nicht gut. Es ist naiv.  
Aber Bender ist es gleichgültig.  
Konkurrenz.  
Darf ich hier schnappen?“*

Das in Frage stehende Buch war nach Inhalt und Schreibweise tatsächlich nicht gut, und der Autor erwies sich in mancher Hinsicht als naiv, d. h. kindlich gutgläubig. Der wissenschaftlich gesinnte Jung verlangte Tatsachen. Schon zu seinen Lebzeiten hatte er an Gebhard Frei geschrieben: „Ich gehe jeweils nur soweit, als es die erfahrbaren psychologischen Tatsachen mir erlauben. Mich interessieren einzig die Tatsachen.“ (58) Bemerkenswert, daß diese empirische Einstellung postmortem weiter bewahrt wird. Noch erstaunlicher vielleicht, daß Inhalt und Schreibweise des Buches ihm schon bekannt waren; man kann sein Urteil als gerecht und korrekt bezeichnen. Es scheint also, daß unsere psychischen Inhalte den Jenseitigen im Nu präsent sind.

Was sollte nun Bender mit der Angelegenheit zu tun haben? Handelte es sich wohl um Prof. Dr. Hans Bender? Und das folgende Wort? Es heißt im Originaltext „konkurriell“, ist also ein Neologismus. Die ganzen Zusammenhänge gingen dem Experimentator erst nachher auf: Er ging mit dem Autor des bewußten Buches zum Verleger, der aus begreiflichen Gründen zweifelte, ob er die Herausgabe übernehmen sollte. Er übergab, nachdem der Autor und der Experimentator ihn verlassen hatten, das Manuskript Prof. Bender zur Begutachtung und bat ihn, ein Vorwort dazu zu schreiben. Prof. Bender mißtraute der Sache, hatte wohl auch keine Zeit, sich damit zu befassen und gab nach einem Jahr das Manuskript dem Verleger ungelesen und ohne bindende Antwort zurück.

Dennoch erschien das Buch nach einem weiteren Jahr, allerdings in stark veränderter Form. Bei späterer Gelegenheit erfuhr der Experimentator vom Verleger nähere Einzelheiten. Auf die Frage, wie er wissen könne, daß Prof. Bender das Manuskript nicht gelesen habe, antwortete der Verleger: „Es war gerade so verpackt und zugeschnürt, wie wir es ihm eingereicht hatten.“ — Jungs Aussage kann nur aus der Kenntnis dieser Zusammenhänge verstanden werden. — Der letzte Satz kann bedeuten: „Darf ich hier etwas nach Luft schnappen?“

Der Experimentator fragt C. G. Jung, ob die Dioden-Methode den Kontakt erleichtere. Eine Antwort:

3. *„Ach Kosti, Telefist.*

*Ich danke, Koste, darum.“*

Das Wort „Telefist“, im irdischen Gebrauch unbekannt, ist vielleicht eine Verformung von „Telegrafist“, heißt also, daß jemand aus der Ferne (= tele) etwas mitteilt. — Im zweiten Satz kommt die Dankbarkeit für die neue Aufnahmemethode zum Ausdruck.

In einer nächsten Sitzung stellt der Experimentator wiederum dieselbe Frage an Jung. Wir hören:

4. *„Neue Erkenntnisse.*

*Hier gibt es keine Wissenschaft.“*

Die beiden Sätze enthalten vier Sprachen. Wir vernehmen, daß man durch die neue Methode neue Erkenntnisse gewinnt. Beim zweiten Satz ist das Wort „hier“ nicht eindeutig zu ver-



stehen. Wahrscheinlich bezieht es sich auf die überirdische Ebene: Es gibt da keine „Wissenschaft“ im menschlichen Sinne.

Nachdem Jung angeredet worden ist, hört man eine eindringliche Stimme:

5. *„Du hast mich.*

*Wenn du nun Kosta bist, bist du ein Eiland, Kosti.*

*Koste, Zenta glaubt.*

*Du, erbarme dich (ihrer)!“*

Eindeutig ist im ersten Satz die durch die Anrede provozierte Manifestation. In hypothetischer Redeweise folgt eine Feststellung: Wenn du nun wirklich derjenige bist, als der du dich aus gibst, dann bist du ein Eiland, ein fester Punkt zwischen den beiden Welten. — Signifikant ist die nächste Aussage: Der Kommunikator weiß, daß Zenta glaubt, also wußte er auch, daß sie vorher am Stimmenphänomen zweifelte. — Nun, da sie glaubt, sollst du dich erbarmen, ihr Gutes tun.

\*

Vor einem Vortrag in Basel fragt der Experimentator, ob der Abend gelingen werde. Antwort:

6. *„Sie glauben nicht. Zenta trotzt.*

*Kostja, lebewohl!“*

Dieselbe Frage wurde auch an Gebhard Frei gerichtet. Es erfolgte fast die gleiche Antwort:

7. *„Man glaubt dir nicht.“*

In mehreren Sitzungen wurde die Frage nach Jungs Identität gestellt. Wir hören folgende Antworten:

8. a) *„Koste, hier ist der Adler.*

*Brücke der Weisheit.*

*Psycholog.“*

Wir können hier Jungs typische symbolhafte Ausdrucksweise erkennen. In einigen sehr konzentrierten Sätzen stellt Jung sein Innenleben dar und identifiziert sich als Psychologe.

b) *„Koste, Jung da.*

*Ich danke.“*

c) *„Jung selbst hier.*

*Upanas da.*

*Es ist genug durch die Luft.“*

Upanas — ein unbekanntes Wort.

d) *„Koste, hier Jung.  
Unser Kafka.“*

Es stellt sich hier die Frage, ob „dies allein“ genüge, um Jungs postmortale Existenz zu beweisen. Immerhin sind die Aussagen vom Wesen seines Geistes unnachahmlich geprägt. In diesen kurzen Sätzen, geformt in der eigentümlichen Stimmensprache, enthüllt Jung seine psychische Eigenart, die als Grundlage zur Identifikation dienen kann.

\*

Besonders eindrucksvoll sind Sätze, in denen Jung dem Experimentator Rat zu erteilen versucht, z. B.:

9. *„Carlo! Du, lieber Kosti, verbessere die Tinte!“*

Mit der „verbesserten Tinte“ ist wahrscheinlich gemeint: Versuche besser zu schreiben!

Bei einem Experiment klagt der Experimentator, er sei krank; er fragt Jung, ob er ihm nicht helfen könnte. Sinnvoll antwortet eine Stimme:

10. *„Kostja, Ruh!“*

*Ich begegnete Selbst. Möge er schlafen!*

*Es ist schwer zu atmen. Schwach.“*

Die Aussage entsprach völlig der Krankheitssituation: Die Atmung war erschwert, und ein bleischweres Schwächegefühl lagerte im Körper. Besonders interessant ist hier die Verwendung des Begriffs „Selbst“. C. G. Jung schrieb darüber: „Das Selbst ist eine dem bewußten Ich übergeordnete Größe. Es umfaßt nicht nur die bewußte, sondern auch die unbewußte Psyche und ist daher sozusagen eine Persönlichkeit, die wir auch sind . . . Es besteht keine Hoffnung, daß wir je auch nur eine annähernde Bewußtheit des Selbst erreichen, denn, soviel wir auch bewußt machen mögen, immer wird noch eine unbestimmte und unbestimmbare Menge von Unbewußtem vorhanden sein, welches mit zur Totalität des Selbst gehört.“ (59)

\*

Sehr typisch für Jung ist eine Aussage, die aus einem anderen Experiment stammt:

11. *„Uraltes gestaltest du.“*

*Er (beschäftigt sich) mit der Letzttheit.“*

Im Jung'schen Sinne müssen wir dies als einen „Archetypus des Todes“ verstehen, als die urälteste Schicht des Unbewußten. Jung verstand unter dem Unbewußten ein „unerkenbares, psychisches Reich, aus welchem Bilder und Impulse zum Bewußtsein aufsteigen.“ (60) — Auch der zweite, sehr konzentrierte Satz ist nur aus der Psychologie Jungs zu erfassen: Der Tod ist die Letztheit unseres bewußten und unbewußten irdischen Seins, der Experimentator befaßt sich also mit den menschlichen Letztheits-Problemen.

\*

Dieses Kapitel möchte der Verfasser mit dem Bericht über einen Traum abschließen, den er am 6. Febr. 1971 träumte.

Ich befand mich in einem Bibliothekszimmer mit großen, hellen Fenstern, durch die man auf eine bergige, sanfte Landschaft blickte. Wir saßen zu dreien, Sigmund Freud, C. G. Jung und ich, und diskutierten lebhaft über das Stimmenproblem. Sigmund Freud sprach: „Ich hätte dich damals zum Psychopathen erklärt. Jetzt ist das anders.“ C. G. Jung darauf: „Wir sind einig.“

Nach diesem Traum führte der Experimentator morgens um sechs Uhr eine Einspielung durch, um zu sehen, ob man wirklich den Traum als Brücke zum postmortalen Leben betrachten könne, wie das C. G. Jung glaubte.

Zuerst wurde Jung angeredet und gefragt, ob der Traum wirklich irgendwelche Relation zur Gegenüberwelt enthalte.

Es erfolgten mehrere Aussagen:

*„Solch ein Kostel Hier Jung!*

*Noch Schlaf.*

*Koste, hier Bruderheit.“*

Die Stimme pausiert ein wenig und fährt dann fort:

*„Zenta, du hast es schwer.“*

Diese Bemerkung stimmte mit der Wirklichkeit überein: Zu dieser Zeit war Zenta sehr krank.

Weiter fragt eine Stimme:

*„Domini, hörst du?*

*Ich danke. Zenti, rechts!*

*Es ist klug, Zenti, rechts!  
Bitte, du bist frei.  
Der Lette ist ein Kranz.“*

Die Männerstimme wird durch eine Frauenstimme unterbrochen:

*„Koste, Lettin! Bemühe du dich, Koste!  
Wie meinst du es?  
Bruder am Platze!“*

Die vorige Männerstimme sagt:

*„Du hast einen guten Platz.  
Guten Tag, schlafe ein wenig!  
Munda, Isabell! Koste, Isabell!“*

Eine andere Männerstimme:

*„Es ist gut, lasse hier durch!  
Hans Hessi Wittenak.  
Hier ist der Bruder, Onkel Kostja.“*

Aus diesen Aussagen erfahren wir recht viel: Jung identifiziert sich durch Nennen seines Namens. Er redet den Experimentator bei dessen Kosenamen an. Weiter erklärt er, er befinde sich noch im „Schlafzustand“. — Im psychischen Reich herrsche „Bruderschaft“ (sic!). — Dann wird Zenta angeredet und ihr Gesundheitszustand den Tatsachen entsprechend beurteilt. — Selten ist die lateinische Anrede „Domini“ zu hören. — Es folgt der Rat, Zenti möge sich „rechts“ halten, was als „klug“ bezeichnet wird. Es wird ihr jedoch die Freiheit der Wahl zugestanden: „Bitte, du bist frei!“ — Der folgende Satz bezieht sich wahrscheinlich auf den Experimentator: Ohne den „Letten“ käme die Kommunikation nicht zustande, — oder so ähnlich. — Die Frauenstimme ist vermutlich diejenige Tekles, der Schwester des Experimentators. — Was wir dann hören, ist wohl ein Gespräch zwischen verschiedenen Stimmenwesenheiten, einer Isabell, einem Wittenak . . . Schließlich taucht ein „Bruder“ auf. — Im großen und ganzen weisen Traum und Experiment gewisse Parallelen auf. Jedenfalls darf man tatsächlich in Jung'scher Interpretation den Traum als geistige Brücke zwischen Welt und Gegenwelt auffassen.

\*

Der Experimentator redet nun Sigmund Freud an und fragt ihn, ob man den Traum als paranormale Wirklichkeit betrachten könne, welche Meinung er als Agnostiker vertrete.

Es folgen einige sehr klare Stimmensätze:

„Freud!

*Wir sehen Kosti. Heute — Feier!*

*Dido — didi — diditum!* (= verteilen, sich verbreiten)

*Kostja, du stehst beiseite.*

*Wer ist hier Iren?*

*Du selbst hast gesehen: Die Theater posieren.“*

Nach einer Pause spricht wieder dieselbe Stimme, wendet sich aber jetzt an Zenta:

„*Ich glaube, Zenta.*

*Kostja, es ist unheimlich.*

*Kosti, man glaubt nicht.“*

Das Gespräch wird mit einer Bemerkung der Schwester des Experimentators abgeschlossen:

„*Brüderlein, du denkst hier nicht.“*

In Sigmund Freuds Aussagen fallen die eingestreuten lateinischen, nicht eindeutig klaren Bemerkungen auf. Sehr signifikant ist im Gegensatz dazu die Feststellung, daß Kostja sich von posierenden Theatern distanziert, beiseite steht. — Bemerkenswert ist auch der Satz: „Ich glaube, Zenta.“ In ihrer Interpretation von Freuds Werk verwirft Zenta Maurina besonders seinen „Unglauben“, seine Libido-Theorie: „Gott war für ihn ein Erzeugnis der menschlichen Schwäche, Entschädigung für die Leiden und Entbehrungen.“ (61) Freuds pessimistisches Weltbild, das sich in diesen postmortalen Manifestationen äußert, entspricht den Vorstellungen, die er zu seinen Lebzeiten geformt hat. — Wir hören nun, es sei unheimlich, daß man nicht an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele glaube. In seinem irdischen Leben negierte Freud die Unsterblichkeit der Psyche, seine Weltanschauung war bedingt durch einen empirischen Materialismus, der sich als solcher gegen alle transzendentalen Werte wandte: gegen Religion, gegen Nächstenliebe, gegen ein Leben nach dem Tode.

\*

Nochmals halten wir fest, daß Traum und Stimmenaussagen in großen Zügen übereinstimmen: Erstens geben sich die beiden angesprochenen Kommunikatoren durch ihren Namen zu erkennen, so daß ihre Identifikation mit den Traumgestalten möglich ist. Zweitens haben die Aussagen einen Bezug auf die geistige Situation, die sowohl für die beiden Kommunikatoren aus dem „psychischen Reich“ wie auch für die irdischen, in Zeit und Raum lebenden Perzipienten typisch ist.

Vom psychologischen Gesichtspunkt weisen Traum und Stimmenphänomen gewisse Parallelen auf: Es handelt sich beim Traum um eine persönlich, individuelle Beziehung, die durch das Stimmenphänomen objektiviert wird. Eine innere Verwandtschaft zwischen den beiden „psychischen Reichen“, jenem des Traumes und jenem des Stimmenphänomens ist offensichtlich. Wir gehen dabei von der Einsicht aus, daß das „Unbewußte“ als psychisch-metaphysisches Reich aufzufassen ist. Durch die Traumforschung allein kann der Standort der Träume nicht eindeutig festgestellt werden, und man weiß gar nichts über ihre eigentliche Funktion: Sind die „Traumbilder in uns“ oder werden sie „von außerhalb“ in unser Bewußtsein projiziert?

Es besteht kein Widerspruch zwischen dem Inhalt des Traumes und dem Stimmenphänomen. Ihre Funktionen allerdings sind verschieden: Der Traum ist rein subjektiver Natur, während das Stimmenphänomen eine objektive Erscheinung wiedergibt. Der Traum zeichnet sich meist durch Einmaligkeit aus, das Stimmenphänomen dagegen durch beliebige Wiederholbarkeit. Es ist anzunehmen, daß es sich in beiden Fällen um eine Spiegelung der Gegenüberwelt in unserem Bewußtsein handelt. Wir müssen allerdings den Vorbehalt machen, daß diesen beiden Phänomenen vorläufig sehr schwer, sogar unmöglich auf den Grund gekommen werden kann, weshalb wir im Spekultativen bleiben und uns endgültiger Feststellungen enthalten möchten.